WerkstattGeschichte 30, Ergebnisse Verlag, Hamburg 2001, S. 96-98

■ Zwei Jahrtausende deutsch-jüdische Geschichte

Die Dauerausstellung des Jüdischen Museums in Berlin

Jüdisches Museum, Lindenstraße 9-14, 10969 Berlin, tgl. 10.00 – 20.00 Uhr. Katalog: Geschichten einer Ausstellung. Zwei Jahrtausende deutsch-jüdische Geschichte, Berlin (Stiftung Jüdisches Museum) 2001, 220 S., DM 38,-

Nichts ist so leicht zu kritisieren wie eine Ausstellung: Im Gegensatz zum Buch kann, ja sollte man sich hier nicht nur mit dem Inhalt, sondern auch mit der Form auseinandersetzen – und dies berührt Fragen des Geschmacks, über den sich bekanntermaßen wunderbar streiten läßt, ohne daß unbedingt Argumente bemüht werden müßten. Andererseits: Darf man beckmesserisch an einem Museum herumkritteln, durch dessen bloße Existenz gleich ein ganzes Land, nämlich »Deutschland (das bessere)« noch besser geworden ist? Daß aus der Eröffnung einer Ausstellung zur deutsch-jüdischen Geschichte gleich eine »glanzvolle« Selbstdarstellung der »Berliner Republik« wurde, hatte – dies muß gerechterweise angemerkt werden – nicht nur mit den Bedürfnissen der deutschen Öffentlichkeit zu tun, sondern auch mit den Ansprüchen der Museumsmacher selbst. Wenn man eine Inaugurationsfeier als glamouröse Gala inszeniert und den 850 geladenen Gästen dort versichert, Deutschland habe nun »ein Zeichen gesetzt und ein moralisches Recht erworben, zu den Wortführern im weltweiten Kampf gegen Rassismus und für religiöse Toleranz und Minderheitenrechte« zu gehören, darf man sich über zynische Bemerkungen zu Absolution und politischer Mission nicht wundern.

All dies nun sagt viel aus über das aktuelle deutsch-jüdische Verhältnis und nichts über den tatsächlichen Inhalt der Ausstellung. Diese ist auf den ersten Blick erstaunlich konventionell: Erzählt wird die Geschichte der Juden in Deutschland »von den Anfängen bis zur Gegenwart«, wie man sie ähnlich schon aus Bildbänden, anderen Ausstellungen oder Unterrichtsmaterialien kennt. Das chronologische Muster wird nur an wenigen Stellen durchbrochen, wenn etwa das Leben der Geschäftsfrau Glikl von Hameln im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert zum Aufhänger für eine Art Exkurs zum Thema »Frau im Judentum« genutzt wird, an dessen Ende man sich etwas unvermutet vor der Biographie der 1942 deportierten Sozialarbeiterin Hannah Karminski wiederfindet.

Daß das so eloquent angekündigte Besondere des Museums sich kaum auf dramatisch neue Inhalte würde stützen können, war zu erwarten gewesen und hatte im Vorfeld die Sorge vor einem Abgleiten ins komplett artifizielle jüdische »Disneyland« begründet. Tatsächlich hat ein recht konsequent durchgehaltener alltagsgeschichtlicher Blick die Darstellung genau davor bewahrt und stattdessen kleine Schmuckstücke zu Tage gefördert, deren Entdeckung nicht nur Spaß macht, sondern auch jene »Erkenntnisblitze« auslöst, von denen die Ausstellungspädagogen träumen. Dabei kann jeder seine persönlichen Lieblingsobjekte aufstöbern – auf meiner Liste ganz oben stehen, so viel sei verraten, die liebe- und humorvoll arrangierte Ecke zur (jüdischen) Schule inklusive der Tondokumente, die Zusammenstellung der Heiratsannoncen und die Sammlung moderner Kippot im *Star Wars*- oder Fussball-Design. Und was symbolisiert den Stand der deutschen »Vergangenheitsbewältigung« in den sechziger Jahren treffender als die Beschriftung der drei Mappen, in denen die Frankfurter Staatsanwaltschaft die Korrespondenz während des Auschwitzprozesses sammelte: »Zuschriften zustimmend«, »Drohbriefe«, »Irre Zuschriften«?

Angesichts der Vielzahl an Trouvaillen

und Ideen läßt sich schon einmal darüber hinwegsehen, daß manche Objekte sich trotz Beschriftung nicht recht erschließen – wie z.B. Rosenzweigs »Stern der Erlösung« in Kombination mit seinen Feldpostkarten – oder schlichtweg verwirren – wie die drei verschiedenen Jahreszahlen, die für den Beginn der Zwangsarbeit im Nationalsozialismus genannt werden. Sehr viel schwerer wiegen dagegen die großen Lücken: Sich einen stärkeren Fokus auf das interne Leben der jüdischen Gemeinden zu wünschen, mag noch eine persönliche Marotte der Rezensentin sein. Aber die fast flächendeckende Abwesenheit jeglicher Form von sozialistischen und – Gott bewahre – kommunistischen Jüdinnen und Juden, von Karl Marx über Rosa Luxemburg bis hin zu Ruth Fischer oder Werner Scholem, erstaunt dann doch und legt den Verdacht nahe, daß auch die deutsch-jüdische Geschichte ihr Glück in einer klaren Westbindung finden soll. Dies allein mit einer angeblich nicht vorhandenen »jüdischen Identität« der Linken zu erklären, erscheint angesichts der üppigen Präsenz bürgerlich-liberaler ExponentInnen des deutschen Judentums, die wohl bei weitem nicht alle eine derart strenge Prüfung ihrer »Identität« bestehen würden, wenig glaubwürdig – zumal man auch Platz hatte für einen ganzen Weihnachtsbaum, der ja gerade eine von vielen möglichen Formen jüdischer Existenz in der Moderne symbolisieren soll (und eine ebenfalls nicht unumstrittene).

Als Provokation, die zur Vertiefung anregen soll, ist der Baum übrigens ein Beispiel für gelungene »Inszenierung« – aber wie steht es insgesamt mit der Gesamtgestaltung des Museums, für die der Neuseeländer Ken Gorbey verantwortlich zeichnet und die, seien wir ehrlich, unsere Neugier mehr als alle Inhalte beflügelt hat *(vgl. den Beitrag von Brigitte Bönisch-Brednich in WerkstattGeschichte 28)*? Man werde »das ganze Spektrum moderner Ausstellungstechnik« ausschöpfen, hatte der Direktor Michael Blumenthal angekündigt – und diesem Anspruch wird man tatsächlich voll und ganz gerecht: Wer gerne hundert verschiedene Möglichkeiten, ein Bild aufzuhängen, kennenlernen möchte, der kommt hier sicher auf seine Kosten. Aber es wäre unfair, das Design allein mit solchen wohlfeilen Sätzen abzuhandeln. Zwar hat sich mir der interaktive Wert von herausziehbaren Metallscheiben, die Begriffe wie *Aschkenaz* oder *Holocaust* in Lexikonmanier erklären, nicht wirklich erschlossen. An anderen Stationen jedoch haben ich und andere sich gut amüsiert und per touchscreen und Knopfdruck »gelernt«, was zu Glikl von Hamelns Reisegepäck gehörte oder vor welche Probleme ein jüdischer Hausierer gestellt war – und warum. Davon hätte es gerne ein bißchen mehr sein dürfen, aber auch wirklich nur davon: Im übrigen scheint nach meinen Eindrücken, gesammelt in den langen Schlangen vor der Garderobe und unter Freunden und Bekannten, vor allem ein Gefühl bei den Besuchern zu dominieren: »Zu viel, zu voll«. Und dieses Gefühl der Überfrachtung hat m. E. weniger mit der Fülle der vermittelten Inhalte zu tun, sondern mit der Gestaltung: Themen und Objekte werden zwar in allen nur denkbaren museumstechnischen Variationen vor uns ausgebreitet, aber es fehlt der rote Faden, an dem sich zumindest das Auge orientieren kann; es fehlen »Wiedererkennungseffekte«, die das Aufnehmen der Inhalte erleichtern würden. Die in rot gehaltenen Säulen mit Einzelbiographien, die als einziges Element die gesamte Schau durchziehen, leisten dies nicht, sondern verwirren eher. Es mag zum von den Gestaltern beabsichtigten »Rhythmuswechsel« gehören, daß man irgendwann erschöpft in einen Sessel sinkt, und, weil man da schon gerade sitzt, sich noch ein dort vorhandenes »Tondokument« zu Gemüte führt und plötzlich fasziniert dem »Glaubensbekenntnis« Albert Einsteins lauscht – also ungewollt wieder etwas entdeckt. Aber insgesamt ist das Gefühl der Überforderung nicht angenehm. Die Museumsmacher scheinen sich dieser

Gefahr sehr wohl bewußt gewesen zu sein: So bieten sie Faltblätter mit dem Aufbau der Ausstellung sowie Überblicks- und Vertiefungsführungen an, und an jeder Ecke bemühen sich zusätzlich mehrsprachige, ausgesprochen freundliche und kompetente guides, den Besuchern einen Weg durch die Angebote zu bahnen. Letztlich zeigt sich hier das Dilemma jedes modernen Museums, das den Ansprüchen des Fachpublikums ebenso gerecht werden will wie denen der Familie auf Sonntagsausflug und gleichzeitig informieren, vermitteln und unterhalten soll. Idealiter sind reife, kritische Besucher gefordert, die sich vorher über Aufbau und Angebote der Ausstellung informieren, dann das individuell Passende auswählen und gegebenenfalls noch einmal oder immer wieder kommen. Stattdessen aber wird das Gros der Besucher – und damit der meßbare »Erfolg« – aus Berlintouristen bestehen, für die der Museumsbesuch zum Tagesprogramm gehört, die sich staunend durch die bunten Bilder schieben und die vielzitierten *voids* vor allem als kurze Ruhepause für die übermüdeten Augen zu schätzen wissen.

Denn die großartige Architektur von Daniel Libeskind geht in dem ganzen Trubel eben doch verloren – jedenfalls in den oberen Stockwerken, in denen die Ausstellungsmacher z.T. recht lieblos mit Fensterverhängungen arbeiten mußten, um neue und mehr oder weniger sinnfällige Räume zu bauen: Die drangvolle Enge des mittelalterlichen Ghettos wird angesichts der Besuchermassen durchaus spürbar, und daß Hofjuden »oben« zu studieren sind und »Landjuden« im Raum darunter ist auch einleuchtend. Aber wer kann mir erklären, warum man für die Revolution von 1848 erst eine Treppe hoch und dann eine Treppe hinuntersteigen soll? Besonders undurchsichtig ist die Wegführung am Ende, wenn die verwirrten Besucher eine Schleife drehen müssen, um vom Kapitel über den Nationalsozialismus zur Nachkriegszeit und dann quer zurück zum Ausgang zu gelangen. An dieser Stelle wird das Kernproblem des Museums besonders augenfällig: nämlich die Tatsache, daß der Bau ursprünglich für ein anderes Museumskonzept, das jüdische Geschichte als Teil der Berliner Stadtgeschichte zeigen sollte, entworfen worden war und nun im Grunde nicht »klappt«: Nach der durch ausgewählte Ausstellungsobjekte beeindruckend ergänzten Libeskind'schen Achsen-Architektur im Untergeschoß mit Holocaustturm und Exilgarten durchlaufen die Besucher in den oberen Etagen die Jahrhunderte jüdischer Geschichte in Deutschland, um am Ende wieder vor einer, wenn auch sehr (manche meinen: zu sehr) zurückgenommenen Darstellung der Verfolgungszeit zu stehen, an die sich die durch einen weißen Schleier getrennte Nachkriegszeit anschließt: Unten Gedenken und Einmaligkeit, oben historische Information und Kontinuität? Angesichts der architektonischen Vorgaben war dies wohl nicht anders zu lösen, aber es bleibt das diffuse Gefühl eines Mißverhältnisses, das vielleicht einfach zeigt, daß weder die eindrucksvollste Architektur noch die modernste Ausstellungstechnik in der Lage sind, den vielfältigen Anforderungen an die deutsch-jüdische Geschichte abschließend gerecht zu werden.

P.S.: Empfohlen sei der wunderschön gestaltete Ausstellungskatalog, der nicht nur knapp, aber umfassend informiert, sondern auch über das Selbstverständnis des Museums und seine Einrichtungen Auskunft gibt.

STEFANIE SCHÜLER-SPRINGORUM
(HAMBURG)